Eindrücke aus Budapest

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 16

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638087

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

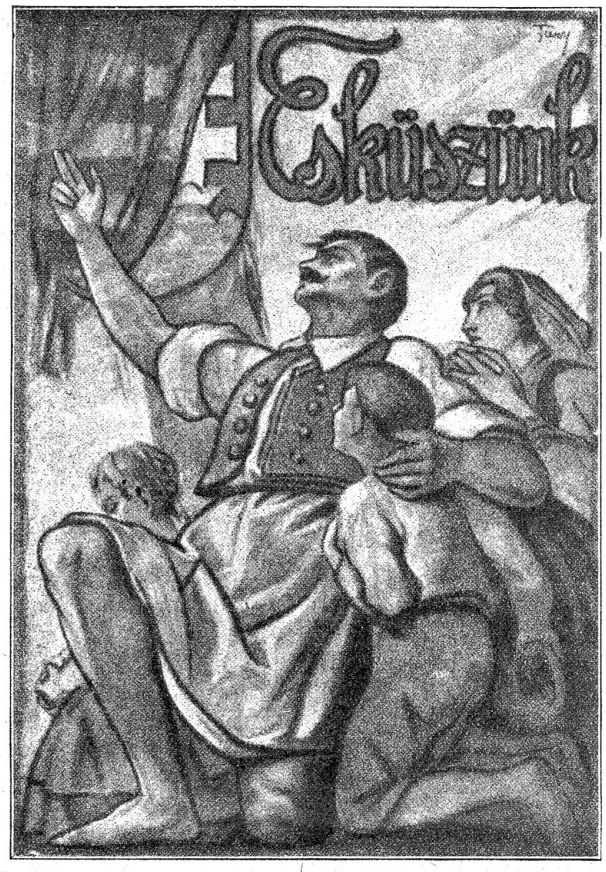
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Vater mußte sehr ungehalten sein, er gab sich auch keine Mühe, dies zu verbergen. „Also, wenn Euch das recht dünkt, ich binde keinen an. Gleich nach dem



Ungarische nationalistische Propagandakarte:
Der Ungar schwört mit seiner Familie dem unteilbaren Ungarn Treue.

Morgenessen könnt Ihr abfahren, wenn Euch die Kost oder etwas anderes nicht paßt. Es ist ja die rechte Zeit, den Finkenstrich zu nehmen, jetzt, wo einem, während man eine Arbeit tut, sieben andere unter den Schuhsohlen hervorwachsen. Jetzt, da es zu allem hin mit dem Rudolf wieder geübelt hat und er vorläufig nicht einmal einen Pflug aufschienen darf."

„Wenns so ist, so will ich kein Wort gesagt haben," ließ sich nun Pauli kleinlaut vernehmen. „Aber nach einem andern könnt Ihr Euch so gelegentlich doch umsehen."

„Alles mit Weile," lenkte der Bauer begütigt ein. „Mir ist's allenfalls nicht um die Arbeit allein zu tun, wegen der hab ich noch nie Angst gehabt. Wenn die Furrenzelg bis nach Wangenrist hinaufreichte, sie würde doch gehabert, auch ohne Euch, und wenn der Rudolf noch sechs Wochen lang bloß die Hühner füttern könnte. Aber etwas anderes ist einem nicht gleichgültig. Die Leute sollen nicht sagen, daß es einer bei mir nur acht Tage aushalten könne."

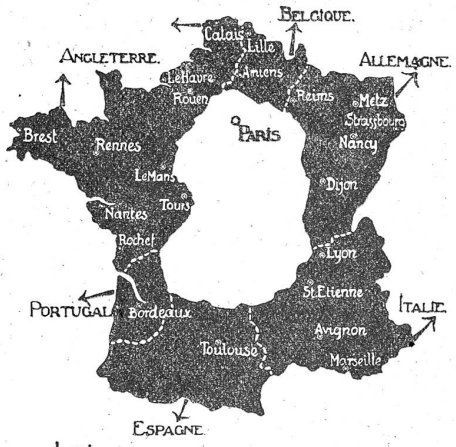
Als sich Hermine vom Laden wegwandte, kam ein trockenes Lachen vom Holzschopf herüber. Die Vrene hatte sie beim Lauschen beobachtet und machte nun die boshafte Bemerkung, der Schreiner Manz könnte vielleicht dort ein Fensterchen in den Laden hineinsetzen, damit die Augen auch etwas hätten. (Fortsetzung folgt.)

Eindrücke aus Budapest.

„Nicht wahr, Sie erzählen von dem, was Sie jetzt bei uns gesehen und gehört, daheim in der Schweiz allen Leuten, so oft und so viel Sie können?" Ich versprach es den liebenswürdigen Kolleginnen und Kollegen, die mich, den fremden Schweizer, an der Schiffhaltestelle abgeholt, ins Hotel gebracht, wo sie unter Anstrengungen ein Zimmer für mich erkämpft, dann tagelang herumgeführt: hinauf zur Königsburg und zur Krönungskirche, von Museum zu Museum, in ihre Schulen, in die Räume, wo ihrer viele seit sieben Jahren Tag für Tag ihre Muße verbringen zum Nutzen ehedem der Kriegsopfer und Flüchtlinge, heute der hungernden Kinder. Ich versprach es ihnen, als sie mir auf dem Bahnsteig die Hand zum Abschiedsgruße reichten, ergriffen von ihrem Idealismus und ihrer glühenden Vaterlandsliebe.

Und wenn ich mich jetzt anschicke, mein Versprechen einzulösen, so weiß ich, womit ich meinen Bericht beginnen muß. Wer heute in Ungarns Hauptstadt kommt, wird von dem einen Eindruck mächtig, ich möchte sagen gewaltsam gepackt: Der Friede von Trianon hat eine ganze Nation in einen Kerker gesperrt; zu dessen Gitterfenster schauen gramgefüllte und wutverzerrte Gesichter heraus und hunderttausend Fäuste rütteln an den Stäben in finsterer Entschlossenheit, sie zu brechen, wenn die Gelegenheit günstig wird. An allen Litfaßsäulen, an allen Wänden hangen nationalistische Plakate, die in gellendem Chorus ihr Nem! Nem! Soha! — Nein! Nein! Niemals! in die Welt hinausschreien; Plakate, auf denen ein Gefesselter klagt: Meddig türitek? — Wie lange soll noch dauern? und auf denen eine Gabe in den Landesfonds — A Honvédelmi — zur Wiederaufrichtung der Nation gefordert wird.

Die Ungarn haben bekanntlich den Friedensvertrag von Trianon, der ihnen zwei Drittel ihres Landes wegnimmt,



Français! Voudriez-vous signer cette paix?

C'est la même que vous voulez imposer à la Hongrie!

Veranschaulichung der abgetrennten ungarischen Gebiete,
nach einer ungarischen Propagandakarte.

nur unter heftigem Protest und unter dem Druck der eisernen Gewalt unterschrieben. Ueber das Wesen dieses Paktes wurde ich an Hand der Wandkarten von Ungarn, die an den Wänden der Schul- und Lehrerzimmer hangen, wie folgt aufgeklärt: Das Ungarn vor dem Friedensschluß, wie es seit dem Ausgleich von 1867 bestand, ist eine ideale wirtschaftliche Einheit. — Die kornreiche ungarische Tiefebene verbindet sich da mit den holz-, erz- und kohlereichen Gebirgsländern, die sich wie ein Zirkus darum gruppieren. Das Ungarn aus Gnaden der Entente kann wirtschaftlich nicht bestehen, es muß notwendig darben und zugrunde gehen, denn es fehlt ihm an allem: an Erzen, an Kohle, an Holz, an freien Verbindungen. Die Politiker in Versailles haben es in kluger Berechnung ihres Vorteils verstanden, Ungarn mit Feinden zu umgeben, die als Nutznießer der Teilung Ungarns sich solidarisch fühlen gegen alle Wiederherstellungsversuche Ungarns. Sie haben den Rumänen Siebenbürgen gegeben, das über keine Rechtstitel für dieses halb mit deutscher und ungarischer Bevölkerung besetzte Land verfügte. Die Rumänen Siebenbürgens waren keine Irredenten; sie hatten gleiche Rechte wie die andern ungarischen Staatsbürger; sie genossen die Schulen wie die andern und durften ungehindert die eigene Sprache sprechen. So war es mit den Serben im Banat, den Kroaten, den Slavoniern, den Italienern; so mit den Slowaken und Tschechen im Norden, den Deutschen in Westungarn. „Es ist nicht wahr, daß wir diese Nationen unterdrückten und daß wir da auf fremdem Boden standen. Vielmehr sind diese Völker in unser Land eingedrungen und haben die unbewohnten ungarischen Gegenden kolonisiert und besiedelt; zum Teil geschah dies mit Wille unserer Herrscher; so kamen die deutschen Ansiedler vom Niederrhein, die „Flandrer", nach Siebenbürgen, so die „Sachsen" unter Maria Theresia nach Südungarn." Mit beschwörenden Händen wurde mir das von zwei, drei Schuldirektoren vor der Wandkarte erläutert. Ich kenne leider die ungarische Geschichte zu wenig, um die Argumente der Gegner dieser Geschichtsdarstellung, die ja unzweifelhaft bestehen — denn welche Geschichte ist restlos objektiv? — hier beifügen zu

Der heutige Reichsverweser von Ungarn: Admiral Horty.

Ungarische nationalistische Propagandakarte: Die Raubvögel, die Ungarn bedrohen, bedeuten die Tschechen, Rumänen, Serben und Italiener.

können. Als Schweizer bin ich geneigt, die historische Argumentation überhaupt abzulehnen, weil wir ja damit unter Umständen selbst in unerwünschte Beziehungen kämen, steht doch die Stammburg der Habsburger, die wir ehedem aus dem Lande jagten, auf unserem Boden, und nennt sich Karl von Habsburg der rechtmäßige Träger der heiligen Stefanskrone. Und dann: Was ist Geschichte? Etwa die Auswirkung eines gottgeheiligten Gesetzes der Gerechtigkeit? Ja, wenn sich die Menschen darüber einigen könnten, was Recht und Gerechtigkeit ist. Aber das ist ja nicht einmal möglich im Zeitalter des Völkerbundes und wird wohl in aller Zukunft nicht möglich sein. Nicht die retrospektive Argumentation wird Ungarns Zukunftsfragen entscheiden. Wohl aber die Notwendigkeiten, die sich in naher oder ferner Zukunft aus der Lebenskraft des ungarischen Volkes heraus ergeben werden.

Die Ungarn sind eine kräftig aufstrebende, arbeitsame, zielbewußte Nation. Diese Tatsache prägte sich mir ein als zweiter starker Eindruck Budapests, wie ich die Kolleginnen und Kollegen an der Arbeit sah beim Hilfswerk für die Bedürftigen und in der Schule selbst. Was Idealismus ist und vermag, ersah ich hier an leuchtenden Beispielen. Da arbeiten vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein die Lehrer und Lehrerinnen der Volks- und Bürgerschulen, der Gewerbeschulen, der Gymnasien und Hochschulanstalten um einen Hungerlohn unentwegt an der Ausbildung und Höherbildung ihres Volkes. Wie lange werden sie es aushalten? Wie lange wird ihnen das Bewußtsein, für das Wohl der Nation, für die Wiedererhebung des verarmten

ungarischen Staates zu arbeiten und zu darben bis zum Bettlerstand, den Rücken stärken und den Mut erhalten? Ich fürchte, daß der ungarische Staat die Tragfähigkeit seiner Beamten und Lehrer überschätzt, wenn er ihnen Besoldungen zuweist, die so weit unter dem Lebensminimum stehen, daß der Familienvater seine Arbeitskraft in schlechtlohnenden Nebenverdiensten aufreiben muß. Man erzählte mir das Beispiel eines Kurialrichters — bei uns Bundesrichter genannt — dessen Frau die Schuhe selber flickt und dessen Sohn als Student mit eigenem Verdienst durchkommen muß. Daß der gegenwärtige ungarische Staat auf den Idealismus seiner Funktionäre, insbesondere der Intellektuellen unter ihnen, abstellt, ist ersichtlich aus dem geringen Unterschied zwischen der Belöhnung der manuellen und der der geistigen Arbeiter. So erzählte mir ein Schuldirektor, daß sein Schuldiener nur 240 Kronen Monatsgehalt weniger beziehe als er; bei einem Jahreseinkommen von ca. 32,000 Kronen = 600 Schweizerfranken, eine lächerlich kleine Summe. Den ungarischen Beamten und Lehrern ist jener starke Glaube an die Gerechtigkeit der nationalen Sache eigen, die Wunder zu schaffen vermag. Es wäre das große Verdienst der heutigen Feinde Ungarns um die Menschlichkeit und die Ideale des Fortschrittes, wenn sie durch kluges Entgegenkommen den Glauben jener Idealisten nicht zuschanden werden ließen. Freilich gibt es unter diesen Arbeitern und Duldern auch Spekulanten, die auf eine Wendung der Dinge im Sinne der Revanche hoffen. „Glauben Sie, daß die Entente einig bleiben wird? Sie werden sich über kurz oder lang selbst in die Haare geraten; dann aber werden wir den Spieß umdrehen!" Diese Gesinnungsweise ist menschlich zu begreifen, aber sie schadet dem Wiederaufbau des Landes, weil sie Repressalien zeitigt. Sie scheint in den bessern Kreisen Budapests auch nicht die herrschende zu sein. Wie die führenden Politiker hierin denken, konnte ich nicht erfahren; die Zeit war mir zu kurz bemessen. Man versicherte mir, daß der heutige Reichsverweser ein aufrichtiger Freund des Friedens sei; daß er die Wiederherstellung Ungarns nicht von der Gewalt, sondern von dem Gerechtigkeitssinn der Welt erhoffe. Diese Aussage nachzuprüfen, war mir, wie gesagt, nicht möglich. Es freute mich, Leute kennen zu lernen, die diese Meinung aufrichtig hegen und verfechten, was ihnen angesichts der herrschenden Erbitterung gewiß nicht gering anzuschlagen ist.

Die Ungarn sind aber auch wirklich in der Lage, die wirtschaftliche Zusammengehörigkeit der ehemaligen Länder der Stefanskrone zu beweisen; so scheint mir wenigstens, nachdem ich ihre Schulen und Museen kennen gelernt. Beweise in Fülle bietet hiefür das landwirtschaftliche Museum im Stadtwäldchen. Aehnlich wie das 1914 an unserer denkwürdigen schweiz. Landesausstellung gemacht wurde, finden sich hier die Leistungen Ungarns auf dem Gebiet des Ackerbaues, der Viehzucht, der Forstwirtschaft, der Jagd und Fischzucht usw. in Tabellen und Modellen anschaulich dargestellt. Das ganze ungarische Wirtschaftsleben erscheint durchdrungen von dem wissenschaftlich geleiteten Willen, das Maximum des Erfolges zu erreichen auf all diesen Gebieten menschlicher Betätigung. Man erkennt das Streben Ungarns, an die Spitze der Kulturstaaten zu gelangen. In Würdigung dieses Strebens begreift man auch den Stolz der Ungarn, die nicht zu den Balkanvölkern gerechnet werden wollen. Man kann ihnen zustimmen, wenn sie sagen: Wir wollen durch unsere Kultur beweisen, daß man unrecht tat, jene Randländer von uns abzureißen und sie an unsere kulturschwachen Nachbarn zu vergeben, wo sie verserbeln und herunterkommen. Wir werden jetzt erst recht zufahren, mit unserer hochentwickelten Kultur jene Völkerschaften anzuziehen und so jenen Irredentismus zu fördern, der uns die verlorenen Provinzen wieder zurückbringt.

Ich konstatiere gerne, daß mir diese frohe Zuversicht der ungarischen Intellektuellen großen Eindruck gemacht; daß sie mich angenehm berührt hat als Gegensatz zu der Mutlosigkeit, wie ich sie in Oesterreich angetroffen, und die wie eine Alp auf allen Gemütern liegt.

Doch darf ich auch eine Beobachtung nicht verschweigen, die mir als Schweizer und als Reisender, der aus Wien nach Budapest kam, unangenehm aufgefallen ist. Ich stand während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Budapest unter der Empfindung, daß etwas nicht normal sei im ungarischen Staatsleben. Wie wir über die Grenze fuhren — war es oberhalb oder unterhalb Preßburg? man kennt sich heute nicht mehr aus mit diesen Grenzen — traten plötzlich ungarische Offiziere in strenger Haltung in die Kabine und forderten uns die Zeitungen ab, die wir mit uns führten. Mit raschem und sicherm Blick und Griff auf die Tische und in die Koffern hatten sie die verdächtigen heraus. Zurück blieben die unschuldigen, die politisch zahmen, wie mir schien. Diese strenge Bewachung der Grenzen Ungarns vor unerwünschter Literatur gab mir zu denken. Ein Staat, der die freie politische Meinung unterdrückt, ist nicht gesund. Ich fand in Budapest denselben militärisch strengen Geist in Tätigkeit, wie er mir an der Grenze entgegengetreten war: Soldaten (oder Polizisten) mit aufgepflanztem Bajonett vor öffentlichen Gebäuden stehend, Honveds, die Burg bewachend, wo Horthy residiert. Man belehrte mich, daß der Königsrummel, der erst einige Tage zurücklag, seine Nachwirkung verspüren lasse. Mag sein; doch gehört für schweizerische Begriffe zur freien Entwicklung eines Volkes die freie Presse und die freie Meinungsäußerung; wo die nicht sind, erstickt die freie Forschung und damit das geistige Leben. Als Sprachfremder, der ich die ungarisch geschriebenen Zeitungen — es soll auch sozialistische darunter geben — konnte ich diese Verhältnisse nicht nachprüfen. Die deutsche Literatur, die ich aufstöberte, versagte darin vollständig. Es fiel mir immerhin ein Büchlein in die Hand, das mich interessierte. Aus ihm glaubte ich Authentisches zu vernehmen über die kommunistische Herrschaft in den vier Monaten November 1918 bis März 1919. Ich täuschte mich. Eugen Molnár's Schrift „Die 133tägige Schreckensherrschaft in Ungarn" ist eine farbenstarke Tendenzschrift. Doch gibt sie ziemlich getreu die Stimmung wieder, die ich in Budapest antraf: „Es war schrecklich!" lautete die summarische Zusammenfassung dieser offiziellen Stimmung. Da dieser Schrecken heute noch nachwirkt, mag man die heutige schwüle innere politische Atmosphäre begreifen. Noch eine Beobachtung interessierte mich und will ich nicht verschweigen. Der politische Ton in Budapest ist durch einen stark antisemitischen Beiklang beherrscht. Der Judenhaß wirkte sich im weißen Terror bedauerlicherweise in der Richtung aus, wo er die Unschuldigsten traf: Sozusagen alle jüdischen Lehrer und Professoren, ob sie bei der Kommune mitmachten oder nicht, flogen auf das Pflaster. Sie machten den christlichen Lehrern Platz, die aus Siebenbürgen oder anderswoher vertrieben worden. Viele von ihnen nahmen deren Stellen ein; so kam in dem Elend ein gewisser Ausgleich zustande. Ich traf auf meiner Reise sympathische und unsympathische Juden an. So kann ich heute nicht behaupten, daß ich das Wesen der Judenfrage durchschaut. Man kann das wohl bloß, wenn man mitten drin lebt. Glücklich das Land, das keine Judenfrage kennt.

Zu meinen schönsten Budapester Erlebnissen gehört der Anblick der Stadt, von der Fischerbastei aus genossen. Diese langgestreckte Aussichtswarte krönt die Terrasse des Festungshügels, auf dem die neue prunkvolle Königsburg und die berühmte Krönungskirche mit ihrem wunderbar stimmungsvollen Innern stehen. Von ihr aus überblickt man fast die ganze schöne Doppelstadt: Zu Füßen fließt die breite blaue Donau mit den vier mächtigen Brücken und der grünen Margareteninsel; jenseits dehnt sich die Millionenstadt vom Donauufer mit den repräsentativen Prunkbauten des Parlaments und der Riesenhotels bis zu den im tiefen Hintergrund verschwindenden Rauchschloten der In-

dustrievorstädte. Auf der Ofen-Seite wird das Panorama wirksam belebt durch villen- und denkmalgeschmückte Berge, den Blocksberg im Süden, den Ofenberg mit seiner weittragenden Aussichtswarte im Norden. Dieses liebliche Eindringen der grünen Hügellandschaft in das farbige Städtebild gemahnt an die Schweizerheimat und weckt Schweizerheimweh! Ich trug dieses Bild mitsamt den Gefühlen der Dankbarkeit gegenüber meinen liebenswürdigen ungarischen Führern und Gastgebern, die mir noch herzliche Grüße mitgaben für das auch ihnen bekannte schöne Schweizerland, wohl als die stärksten und am längsten haftenden Eindrücke mit nach Hause. H. B.

Die Umwälzung des Eisenbahnwesens und das Welteisenbahnnetz.

Der Weltkrieg hat ein großes militärisches und politisches Trümmerfeld hinterlassen, doch weit umfassender, umstürzender und in ihren Auswirkungen unübersehbar ist die wirtschaftliche Zertrümmerung, zu deren Zeugen er uns gemacht hat. Was wird sich aus dem furchtbaren Chaos entwickeln, das vieler, wie wir meinten, unerschütterlichen Grundlehren der Volkswirtschaft zu spotten scheint? Wird ganz allmählich, wenn wieder „neues Leben blüht aus den Ruinen", ein dem früheren Zustand annähernd ähnlicher sich herausbilden oder wird an Stelle der milliardenfachen und innigen, aber doch im großen ganzen vom Zufall und von der Willkür beherrschten weltwirtschaftlichen Verknüpfung ein plan- und sinnvolleres Gefüge treten? Wird so das unerhörte Gewitter trotz aller Augenblickszerstörungen am letzten Ende in dieser Richtung reinigend und belebend wirken und ein ganz neues besseres wirtschaftliches Zeitalter einleiten? Zur Lösung dieser Frage nimmt für das bedeutungsvolle Gebiet des Eisenbahnwesens in der „American Review of Reviews" Judson C. Welliver das Wort; einige Gedankengänge seiner Ausführungen sind in folgendem kurz wiedergegeben.

Der Krieg hat die ungeheure Bedeutung der Eisenbahnen als Transportmittel noch gesteigert. Der Verlust an Schiffsraum durch Unterseeboote und Minen und die teilweise Brachlegung des Küstenseeverkehrs vermehrten noch die übergroßen Ansprüche an den Eisenbahntransport; allein in England schätzte man die Mehrbelastung der Bahnen infolge der Beeinträchtigung der Küstenschiffahrt auf 55 Millionen Tonnen. Die Ententemächte haben es abgelehnt, in Versailles die Freiheit der Meere zu verkünden und Schritte zu tun, um die Wiederkehr des Unterseebootschreckens unmöglich zu machen. So drängt alles danach, die Kontinentalsysteme der Eisenbahnen weiter auszubauen und diese Netze schließlich durch Tunnel in ein ungeheures Weltsystem zusammenzufassen, um so nötigenfalls von der Schiffsverbindung möglichst unabhängig zu sein.

Amerika schreitet voran. Die panamerikanische Eisenbahn geht ihrer Verwirklichung entgegen. Eine Bahn von der Magelhaensstraße bis zum Polarkreis wird gestatten, 10,000 englische Meilen in 16—18 Tagen zu durcheilen. Von der mit Umwegen etwa gleichlangen Strecke zwischen Buenos Aires und Newyork sind schon 6661 Meilen gelegt, und vom Rest ein großer Teil in Arbeit oder doch geplant.

Dagegen hat der Krieg dem Gedanken der Verstaatlichung der Bahnen erheblich Vorschub geleistet. Während 1913 noch 464,104 Meilen Privatbahnen 306,611 Meilen Staatsbahnen gegenüberstanden (in Europa war das Verhältnis 100,285:116,111; in Amerika 327,777:28,223; in Asien 23,298:44,292; in Afrika 11,129:16,564; in Australien 1615:21,421), ist zurzeit der Gedanke der Staatsbahn überall in siegreichem Vordringen.

In Mitteleuropa macht die politische Neuordnung eine völlige Umgestaltung des Eisenbahnnetzes nötig. Ein Muster sind die polnischen Bahnverhältnisse. Der neue aus vorher russischen, österreichischen und preußischen Bestandteilen zusammengeschweißte Staat besitzt in diesen Teilen Eisenbahnnetze, die, nach verschiedenen imperialistischen Grundsätzen strategischer, politischer oder wirtschaftlicher Natur angelegt, für Polens Verkehrserfordernisse das denkbar Ungeeignetste sind. Arbeitete doch insbesondere Rußland durch größere Spurweite seiner Bahnen und andere verkehrsfeindliche Maßnahmen einer innigen Verbindung mit den Nachbarstaaten geradezu entgegen. So harrte hier der Eisenbahningenieure eine gewaltige Aufgabe. Aehnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, liegen die Dinge in Tschechien, Jugoslawien, Rumänien, Oesterreich und Ungarn. Dazu kommt die ganz ungeheuerliche Abnutzung aller Teile des Systems, die in Rußland einer völligen Vernichtung nahekommt, während Deutschland durch den Friedensvertrag noch weitere unerträgliche Eisenbahnlasten aufgebürdet sind.

Während vor dem Kriege der Bau neuer Eisenbahnlinien nicht rein wirtschaftlichen und Wohlfahrtsrücksichten entsprach, sondern häufig mehr Sache des Zufalls und finanzieller oder spekulativer Erwägungen war, zum Teil auch, wie oben erwähnt, imperialistischen, strategischen und politischen Zwecken diente, was besonders für Europa und für die Kolonien und Vasallenstaaten in Asien und Afrika galt, ist jetzt nach dem Kriege naturgemäß vor allem der wirtschaftliche Bedarf und das Gemeinwohl maßgebend. Nur mühsam und ganz schrittweise hatte sich von 1890 bis 1906 nach schwierigen Verhandlungen der europäischen Hauptmächte in Bern ein zwischenstaatliches Eisenbahnübereinkommen entwickelt, das, von frachtrechtlichen Bestimmungen ausgehend, Ansätze zu einer Weltverkehrsordnung zeitigte: In dieser Richtung will man jetzt schneller und rücksichtsloser fortschreiten. Der Vertrag von Versailles sieht ausdrücklich die Erneuerung und den Ausbau des im Kriege aufgehobenen Berner Uebereinkommens vor und verpflichtet Deutschland, das sich übrigens stets als Vorkämpfer auf dem Gebiet internationaler Verkehrserleichterungen erwiesen hat, im voraus zur Annahme weitergehender zwischenstaatlicher Vereinbarungen, die ohne seine Mitwirkung (und auf seine Kosten?) geplant sind.

Als weiteren Schritt zur endlichen völligen Vereinheitlichung und Internationalisierung der Eisenbahnen als Hauptmittel des Verkehrsbedürfnisses der Menschheit faßt Welliver die Verbindung der Landes- oder Festlandsschienensysteme durch Untertunnelung der trennenden Meeresstraßen ins Auge. Der Tunnel unter dem Aermelkanal ist ja ein alter Lieblingswunsch der Franzosen, und auch England, dem seine „ruhmvolle Abgeschlossenheit" während des Krieges beinahe zum Verhängnis geworden wäre, hat auf Grund dieser eindringlichen Erfahrung nach mehrfachem Schwanken seinen Widerstand aufgegeben. Der Plan ist bekanntlich schon lange technisch und finanziell bis ins einzelne ausgearbeitet. Die Kosten wurden vor dem Kriege auf rund 320 Millionen Mark veranschlagt, die Bauzeit auf vier Jahre. Die Einfahrtsschächte sind schon angelegt, auch hüben und drüben schon mehr als ein Kilometer des Tunnels gebohrt. So könnte es sein, daß man in vier Jahren von London bis Wladiwostok mit der Bahn fahren kann — wenn nicht etwa doch John Bull, der sich zurzeit auf dem Meere mächtiger fühlt als je, noch in letzter Minute seine altbewährte Inseleinsamkeit vorzieht.

Ein zweiter festlandverbindender Tunnel ist der unter der Straße von Gibraltar, den die Ingenieure ebenfalls schon seit Jahrzehnten planen. Er würde sogar kürzer sein und auch etwas weniger kostspielig als der Kanaltunnel, aber während dieser in seinem tiefsten Abschnitt rund 80 Meter unter Ebbestand liegen würde, stiege der Gibraltartunnel wegen der dortigen größeren Meerestiefe stellenweise doppelt so tief unter Wasser. Es ist klar, daß dieser Europa und Afrika fest verbindende Tunnel für die heutigen afrikanischen Hauptkolonialmächte, England und Frank-